Organ degradiert, während gleichzeitig aus der eigenen Stellungnahme zu den Vorgängen in der Außenwelt eine neue Übereinstimmung mit der Lebenslage erblüht.

Es ist ein großes Verdienst von *Engler*, daß er durch seine langmütigen Versuche Klarheit in dieser Hinsicht hat schaffen helfen.

Flieder und Holunder.

Von Dr. **E. M. Kronfeld**, Wien.

I. FLIEDER (Syringa vulgaris).

Ein Fliederbusch, von unbekannter Hand
In meine Stubeneinsamkeit gesandt . . .
Ob dich ein junges, braunes Ding gepflückt,
Dem ich im Gehen Grüße zugenickt?
Ob dich ein sinnend Herz mir dankend beut,
Das sich an einem meiner Lieder freut?
Du weißer Flieder! Tausend Dank der Hand,
Die mir den zarten Frühlingsgruß gesandt!

Albert Sergel.

Droben im Neckartal stand das kleine weinumrankte Haus. Die Sonne sandte ihm im Frühling den ersten Gruß. Und aus dem Fenster blickte zur Fliederzeit ein Mädchen hinaus. Es sah auf die Sträucher, die bis zur Fensterhöhe ihre Äste hinaufsendeten, als wollten sie die Schöne umfangen, und freute sich der Blüten und des Duftes. Die Heidelberger Studenten hielten es für Sünde, in den Tagen des Lenzes und der Liebe Kollegia zu besuchen. Sie zogen vor das Haus mit den Fliederbüschen und grüßten zu dem Blondköpfchen hinauf. Sie hieß Flora, und das stimmte so gut zu Flieder, daß ein Gedicht nach dem anderen daraus wurde. Flora, die Angebetete, die Angesungene und Angeflötete, hat einen Philister aus Heidelberg geheiratet. So endete die Burschenliebe und die Musensöhne verstreute das Schicksal in alle Welt. . . Im Garten spielen Kinder. Sie rupfen die Blüten vom Fliederbusch, verkosten den Honig und stecken die kleinen Blütentrichter allerliebst ineinander. So wird ein Kranz aus den Blumensternen oder gar ein Herz. Und Gretchen schenkt Karl ihr kleines Herz. Sie weiß noch nicht, wie wertvoll ein solches Ding ist, und daß ein wohlerzogenes Mädchen erst Mama fragen muß. Eine schöne Frau tritt hinzu. Sie lächelt wehmütig über das kindliche Spiel und der Sonnenstrahl, der ihr Auge trifft, spiegelt sich in einer Träne. Die Frau muß ihres eigenen Frühlings gedenken, des Flieders und der Lieder droben im Neckartal. . .

So ist der trauliche Strauch jedem von Jugend auf ans Herz gewachsen. Er fühlt sich wohl als Nachbar des Menschen, vergilt ihm reich die geringe Pflege und treibt auf Ruinen weiter; ein Zeichen, daß hier einst Ordnung und Sitte geherrscht. Der Flieder scheut der Nessel Sippschaft nicht; des Menschen Ansitz zu zieren, scheint sein einziger Zweck. Kann es da wundernehmen, daß der ursprünglich in Deutschösterreich, Deutschland und dem westlichen Europa nicht heimische Strauch sich in drei Jahrhunderten die Welt eroberte? Und es ist anziehend, dem Wege nachzugehen, auf dem Syringa vulgaris, so heißt ja unser Flieder im botanischen Latein, ihren Siegeszug vollbrachte.

Wien, die Stadt, der im Verkehr zwischen Orient und Okzident im Austausch der Natur- und Kunstprodukte eine so wichtige Rolle zukam, ist auch in der Einführungsgeschichte des Flieders von Bedeutung. Eine am Hause Nr. 10 in der Wollzeile angebrachte Tafel ist einem merkwürdigen Manne gewidmet; sie lautet:

Hier wohnte 1573 bis 1588 *Charles de l'Ecluse*, genannt *Clusius* aus Arras, der berühmteste Botaniker seiner Zeit. Errichtet im Jahre 1866 von der k. k. Zoologisch-botanischen Gesellschaft.

Mit irdischen Glücksgütern nicht gerade besonders gesegnet, hatte sich *Clusius* in dem Hause des Arztes und Professors an der Wiener Universität Dr. *Johann Aichholz* echt wienerischer Gastfreundschaft zu erfreuen. Dies ermöglichte dem Fremden, seine Zeit ganz der Erforschung unserer herrlichen Flora zu widmen. Von Tal zu Berg unternahm er seine Streifzüge. Als einer der ersten bestieg *Clusius* den Oetscher, einer der ersten pries er lange vor *Haller* die Reize der Alpenblumen. Noch wächst auf dem Geißberg bei Mögling jenes merkwürdige Dracocephalum austriacum, das *Clusius* als Besonderheit unserer Pflanzenwelt erkannt hatte. Frei von jenem Dünkel, der den sogenannten Gebildeten vom Manne des Volkes scheidet, verkehrte der belgische Naturforscher mit Jägern, Holzhackern, Kräuterweibern, lernte von ihnen »Krafft und Würckung« jedes Gewächses kennen und trug in sein Notizbuch die landläufige Bezeichnung jeder Pflanze ein. *Clusius*, dem unter anderem auch die Einführung der Roßkastanie und des Erdapfels zu verdanken ist, nimmt in seinen Werken, die in der Wissenschaft als Codices Wert für alle Zeiten behalten haben, öfter Gelegenheit, auf die Blumenliebhaberei der Wiener, der Wiener »Frauenzimmerchen« (mulierculae) insbesondere, hinzuweisen. So erfahren wir, daß in den Zeiten *Maximilians II.* die Wurzelgräber die »klein rot Schlüsselblume« (Primula farinosa) in Menge auf den Wiener Markt zu bringen pflegten, weil die Wiener Frauen sich an den artigen Blumen ergötzten. In Ansehen stand auch die Pracht-Nelke, welche noch heutigentags um Himberg, Laxenburg und Wagram wild vorkommt; sie hieß wegen ihrer feingegliederten Blumenkrone »zoddet neglin« ähnlich wie *Schmelzl* vom Stephansturm »zoddet turm« sagt. Weitere Lieblingsblumen waren: »Ruckurtzu« (Globularia vulgaris), »blaw Baldrian« (Scilla bifolia), »gelb beckerl« (Narcissus pseudonarcissus), und selbst auch Fremdlinge, wie die Wunderblume (Mirabilis Jalapa), die als »geschecket Indianische Blume« bezeichnet wurde. *Clusius'* Freund Dr. *Aichholz*, ein würdiger Vorfahre der zu Ruhm gelangten Patrizierfamilie *Miller-Aichholz*, besaß einen Garten, der wahrscheinlich auf dem von der Währingerstraße gegen die Dreimohrengasse hinabreichenden Schottenberg angelegt war. Hier pflanzte *Clusius* eine ganze Reihe fremder Gewächse, so daß der *Aichholz*sche Garten eine Sehenswürdigkeit wurde, der die Leute von Nah und Fern zustrebten. In dem Bürgergarten am Schottenberge, der nach der Sitte der guten alten Zeit wie der Gelehrtheit so auch der Küche diente, wurden gewiß auch Nutzgewächse gebaut. Auch der Safran, eine lebende Mahnung an die Kreuzzüge, fehlte in diesem Garten nicht. Zogen doch die Bürger Wiens damals mit Vorliebe das Gewürz, das nach des Dichters Wort:

Saft dem Süpplein ihrer Küche,
Herzarznei für böse Sucht,
Dunkler Locken Wohlgerüche

darbot.

Wahrscheinlich wuchs bei *Aichholz* auch schon Flieder. *Clusius* in seiner »Rariorum plantarum historia«, die im Jahre 1601 als stattlicher Folioband zu Antwerpen erschien, sagt ausdrücklich vom Flieder, den er in einem Holzschnitt erkenntlich abbildet: »Hunc etiam alunt nostratium horti, atque plerique Germaniae et aliarum Provinciarum.«

Der aber den Flieder um jene Zeit tatsächlich nach Wien gebracht, war der berühmte Staatsmann und Gelehrte *Augerius Ghislain v. Busbecq*. Als Gesandter *Ferdinands I.* hatte er im Jahre 1555 mit Sultan *Soliman II.* einen achtjährigen Waffenstillstand vermittelt und war von 1556 bis 1562 als Gesandter in Konstantinopel geblieben. Unter den Ziersträuchern in den prunkenden Gärten der Türken fiel ihm namentlich der Lilac oder Flieder auf, den er vorher noch nicht gesehen

hatte. Er sandte eine Abbildung an den Botaniker *Matthioli* in Prag, der auch Leibarzt des *Erzherzogs Ferdinand* war. *Matthiolus* schaltete die Abbildung des Flieders mit der Bezeichnung Lilac Turcorum in jenes große Pflanzenwerk ein, welches im Jahre 1565 zu Venedig herauskam. Nach Wien zurückgekehrt, gab *Busbecq* sich Mühe, in seinem Garten, der sein Haus auf der Bastei umgab, orientalische Pflanzen, darunter namentlich den Flieder, zu ziehen. Dem Bestreben ward der verdiente Lohn. Im Garten des gelehrten und weitgereisten Diplomaten kam der Lilac zum erstenmal zur Blüte, höchlich von den Wienern bewundert, welche den Garten an der Ecke der Himmelpfortgasse und der Seilerstätte umstanden. *Busbecqs* Verdienst ist es auch, den Flieder in Flandern eingeführt zu haben.[1]) Das türkische Wort Lilac paßte den Wienern nicht, sie setzten dafür den Namen »türkischer Holler«, das *Busbecq*sche Haus hieß bald »Zur Hollerstauden«. Diese Umtaufung des fremden Strauches bezeugt seine rasche zunehmende Beliebtheit. Denn Holler war eigentlich der Name des heilkräftigen Holunders (Sambucus nigra), des wahren »Hausbaumes« unserer bäuerlichen Wirtschaften.

Auch auf die Wiener Mölkerbastei, rückwärts der Teinfaltstraße, wird das altertümliche Häuschen (Nr. 75) verlegt, welches den Schild führte »Zur Hollerstauden« und im Jahre 1866 sein dreihundertjähriges Jubiläum feiern konnte. Hier wohnte *Augerius Ghislain von Busbecq*, Aufseher über die kaiserliche Hofbibliothek. Der Mann war zu Commines in Flandern im Jahre 1522 geboren, bildete seine mit den glücklichsten Geistesanlagen ausgestattete Natur auf den ersten Universitäten Frankreichs und Italiens sorgfältigst aus und wurde, infolge einer Geschäftsreise, die er 1555 nach England unternahm, und bei welcher er besondere diplomatische Talente entwickelte, vom Kaiser *Ferdinand I.* nach Wien berufen und später als Botschafter bei der Ottomanischen Pforte nach Konstantinopel gesandt. In dieser Eigenschaft blieb er daselbst sieben Jahre, legte während dieser Zeit nicht nur ausgezeichnete diplomatische Kenntnisse an den Tag, sondern sammelte auch für die Wiener Hofbibliothek eine große Anzahl wertvollster Manuskripte mit unermüdlichem Fleiße und bedeutenden Kosten.

Als er aus Konstantinopel nach Wien zurückkehrte, war *Ferdinand I.* bereits gestorben (1564), aber sein Nachfolger *Maximilian II.*, schenkte ihm gleiches Vertrauen, ernannte ihn selbst zum Erzieher seiner Söhne und vertraute ihm auch die Oberaufsicht über die Hofbibliothek, ohne daß jedoch mit dieser Stelle ein besonderer Titel verbunden war.

Busbecq hatte in Konstantinopel ein eigenes Haus und einen Garten gemietet, auf dem zweiten der Sieben Hügel Konstantinopels, im sogenannten »Iloschichan« (Absteigquartier der Gesandten), und hier, beinahe als Staatsgefangener behandelt, abgesondert von menschlicher Gesellschaft, bildete er sich eine eigene — aus Tieren und Blumen. Er selbst spricht in einem seiner Briefe von diesem Leben und ruft aus: »Was ist besser, wenn uns die Gesellschaft der Menschen untersagt ist, als im Umgang mit Tieren unsere Sorgen zu vergessen.« Weiter schildert *Busbecq* mit Vorliebe seine ganze Menagerie, die aus Affen, Wölfen, Bären, Hirschen, Gazellen, Luchsen, Wieseln, ja selbst Schweinen bestand. Letztere dienten ihm nicht nur zur Nahrung, sondern auch zur Maske, wie die Rosen der Natter Cleopatras. Denn bei dem ihm wohlbekannten Abscheu des Mannes, der ihn bewachte, vor diesen unreinen nur Ungläubigen geheuren Tieren durfte er sicher sein, daß der Sack, in dem ein Spanferkel gebracht wurde, auch ununtersucht Briefe mit einschwärzen

[1]) Als im Jahre 1570 *Erzherzogin Elisabeth* Österreich verließ, um die Reise nach Frankreich zur Vermählung mit *Karl IX.* anzutreten, zog *Busbecq* mit. Er wurde Zeuge der schrecklichen Bartholomäusnacht vom 23. zum 24. August des Jahres 1572, da er als Haushofmeister der Königin bei ihr verweilte. *Elisabeth* kehrte 1574 nach Österreich heim, *Busbecq* aber blieb als Botschafter des Kaisers bis zu seinem Tode (1592) in Paris.

konnte. Nicht minder reich war sein Vogelbauer besetzt, ferner freuten ihn seine Kamele und Pferde, von denen er die schönsten turkomanischen und arabischen besaß.

Seine Menagerie muß an interessanten Tieren reich gewesen sein, und er beschäftigte sich gerne mit der Beobachtung ihres Seelenlebens. So erzählte er einst Folgendes: »Ich habe allerlei Vögel und Tiere in meinem Hause, so, daß nicht unfüglich dasselbe der Arche Noahs zu vergleichen wäre, und indem ich meine Lust daran habe, lernte ich auch mancherlei Dinge dabei und beobachte dies und jenes, von dem man wohl auch oft gesprochen, aber es nicht geglaubt hat. So hat man z. B. vieles von dem Verlieben der Tiere in Menschen gelesen und es dennoch, so, wie ich selbst, kaum glauben mögen; aber ich habe doch gesehen, daß nicht alles, was davon erzählt wird, zu verwerfen ist. Ich sah mit meinen eigenen Augen, daß ein Luchs, den ich aus Assyrien bekommen habe, eine solche Zuneigung zu einem meiner Bedienten faßte, daß man nicht leugnen konnte, er müsse in ihn verliebt sein. War er um ihn, so wußte er gar nicht, wie er ihm genug schmeicheln und ihn liebkosen sollte, ja er umfing, er küßte ihn. Wollte er gehen, so fiel er ihm sanft in den Mantel und hielt ihn mit seinen Nägeln fest. Ging er dennoch fort, so sah er ihm mit unverwandten Augen nach und war ganz traurig, bis er wieder kam. Dann sprang er ihm entgegen, bewillkommte ihn und war wieder fröhlich und froh. Als nun dieser Diener mit mir verreisen mußte, wurde der Luchs krank, wollte nicht fressen und starb nach einigen Tagen. — Ferner befand sich unter meinen Vögeln ein Balearischer Kranich. Dieser verliebte sich in einen spanischen Soldaten, den ich in der Türkei ranzioniert und bei mir hatte. Wohin der Soldat ging, dahin folgte der Kranich ihm nach, stand er still, blieb er auch stehen und stellte sich neben ihn. Kein anderer Mensch durfte ihn anrühren oder streicheln, als sein Geliebter. War dieser nicht daheim, ging der Kranich an dessen Kammer und hackte, mit dem Schnabel anklopfend, an die Tür; wurde aufgeschlossen, so sah er sich allenthalben um, als ob er den Abwesenden suchte, sah er ihn nicht, durchstrich er das Haus und fing so fürchterlich zu schreien an, daß man es nicht erleiden konnte. Kam nun der Gesuchte zurück, so flog ihm der Suchende mit ausgespannten Flügeln entgegen und bewegte den Leib so wunderseltsam und sonderbar, daß man mit Verwunderung das alles mit ansehen mußte. Ging der Soldat zur Ruhe, so folgte ihm der Kranich und legte sich unter sein Bett, wohin er auch einmal ein Ei gelegt hat.«

Eifriges Studium verwendete *Busbecq* auch auf die Botanik, welche er mit neuen Entdeckungen bereicherte. Bei seiner Rückkehr nach dem Westen verpflanzte er viele unbekannte Gewächse dorthin, so daß er sich durch Einbürgerung orientalischer Arten um das Abendland die größten Verdienste erwarb. Er sandte hieher mit den Tulpen usw. den Flieder (Syringa vulgaris), eine Lieblingspflanze der Türken, welche die ottomanischen Großen in ihren Prachtgärten pflegten und Lilac nannten, von woher das farbenbezeichnende Wort Lila (blaßviolett) stammt. Leila ist ein Frauenname bei den Türken, und die Farbe der Wangen soll dadurch in Erinnerung gebracht werden.[1])

Welche Überraschung für die Wiener, als das Vorgärtchen auf dem Basteihause des *Busbecq* zum ersten Male im herrlichsten Blütenflore prangte! Wie ein Wunder trieben die neu gesetzten Bäumchen den herrlichen farbenprächtigen Flieder (Holler). Stundenlang standen die Wiener und staunten die nie gesehene Pflanze an, worauf sie das Haus stets nur mit der Bezeichnung »Zur Hollerstauden« kennzeichneten. Es gehörte zum guten Tone, die gleiche Pflanze in seinen Gärten zu haben, und *Busbecq* verteilte gerne Ableger des schönen Strauches an die Gartenbesitzer, welche wieder nicht karge mit ihren Blüten waren und dergestalt binnen

[1]) Hierüber und über *Busbecqs* sonstige botanische Verdienste vergl. *Ed. Morren*, Notice sur Augier de Busbecq, Deuxieme edit., Liège 1875.

wenigen Jahren Wien und seine Umgebung mit der duftigen Pflanze versahen. *Busbecq* starb im Jahre 1592 in Frankreich (siehe oben). Sein Häuschen wurde verkauft, aber es behielt nicht nur sein Hausschild sondern auch das Vorgärtchen mit den Hollerstauden und beides noch bis weit ins neunzehnte Jahrhundert. Ein komisches Abenteuer, das sich in diesem Häuschen abspielte, verdient Erwähnung. Ein großer Liebhaber des Flieders, ein Ratsherr, war zur Zeit der schrecklichen Pest 1679 Eigentümer desselben. Vergnügt brachte er jede freie Stunde unter seinen Hollerstauden zu, aber der Ausbruch der verheerenden Seuche vergällte ihm seine Freude. Ein Kollege nach dem anderen fiel der Pest zum Opfer, und Todesangst ergriff ihn, es möge dem Tode einfallen, auch an seine Türe zu pochen. Bereits war er der älteste Ratsherr geworden, und hatte wirklich Freund Hein es auf die erleuchteten Dirigenten der Kommune abgesehen, so konnte ihm ein Tippelchen mit der Sense des Allgewaltigen kaum entgehen. Was beginnen, um dem entsetzlichen Ungemache vorzubeugen? In damaliger Zeit, welche noch immer an Aberglauben, an Tod- und Teufelssagen reich war, stellte man sich Tod und Teufel in menschenähnlicher Persönlichkeit vor, war der Meinung, beide erscheinen in ihren Geschäften leibhaftig agierend. Folglich mußte auch der Tod persönlich erscheinen, um den Ratsherrn abzuholen. Wie wäre es aber, wenn man den schrecklichen Kerl »anzuschmieren« vermöchte? Der Tod kannte den Ratsherrn sicher nicht persönlich, also mußte er irregeführt werden. Der Ratsherr schaffte sich daher einen großen Vorrat von Lebensmitteln und Weinen an, entließ seinen Diener, versperrte fest alle Türen und Fenster und klebte an das Haus einen Zettel mit den Worten: »Unbewohnt wegen Abreise des Besitzers.« Wenn auch damit seine Todesangst nicht aufhörte, fühlte er doch einigermaßen Beruhigung bei dem Gedanken, daß der Tod den Zettel lesen und in der Gewißheit, der Rat sei nicht zu Hause, sich wieder entfernen würde. Während der Zeit sprach er dem vorrätigen Weine tüchtig zu, um seiner Besorgnisse besser ledig werden zu können. Eines Tages kam ihm ein noch besserer Einfall. Um den Tod vollends zu täuschen, zog er die Livree seines verabschiedeten Dieners an und war nun seiner Sache gewiß. Die Pest hatte, ohne daß es dem Ratsherrn bekannt war, aufgehört, und die Regierung ließ die zahlreich leerstehenden, ausgestorbenen Häuser von eigenen Knechten untersuchen, um die Reinigung derselben vorzunehmen. Eines schönen Morgens kamen sie auch zur »Hollerstaude«. Schon die Verwilderung des Vorgärtchens zeigte ihnen die Vernachlässigung, weshalb sie die Türe erbrachen und das Innere besichtigten. Da fanden sie denn einen Bedienten neben einem Tische, auf welchem mehrere geleerte Weinflaschen standen, in totenähnlichem Zustande liegen. »Schau, schau!« sagte der eine Pestknecht, der die Inwohner des Hauses kannte. »Also ist der alte Matthias vom Herrn Rat auch gestorben! Wo ist aber der Rat hingekommen?« Dabei faßten sie den Leichnam mit ihren langen Hacken und zerrten ihn auf die Straße. Die lang entbehrte frische Luft brachte den Trunkenen zu sich und mit einem Entsetzensschrei riß er sich vom Hacken los. Sein Emportaumeln erschreckte die abergläubischen Pestknechte, und diese rannten spornstreichs davon. Der Ratsherr ermannte sich und starrte verwundert die Vorübergehenden an, welche ihm mitteilten, daß die Seuche gottlob ihr Ende erreicht und man nichts mehr zu fürchten habe. So begab sich denn der Rat in sein Haus zurück, das er nicht mehr absperrte, und in welchem er bis in sein hohes Alter unter den Hollerstauden saß, wobei er mit guten Freunden ein Glas Wein trank und erzählte, wie es ihm geglückt sei, durch seine Verkleidung den Tod zu täuschen und ihm zu entgehen.

Trotz der Freundschaft für den Flieder blieb man sich seines fremden Ursprungs bewußt. Dies geht unzweifelhaft aus den Attributen »türkisch« und »spanisch« hervor, die man ihm beilegte. Die Gattung Syringa mit etwa zwanzig Arten erstreckt sich von der japanischen Inselkette durch Asien bis gegen das östliche Europa. In Spanien kommt kein Flieder wild vor, und das Beiwort »spanisch« be-

deutet fremd schlechtweg, wie wir es ja für alles Entlegene sprichwörtlich gebrauchen.

In den meisten Büchern findet sich die Angabe, daß sowohl unser allverbreiteter Flieder mit hellblauen oder weißen Blüten und herzförmigen Blättern als auch die seltener kultivierte Syringa persica mit blaßlila oder weißen, kleineren Blüten und lanzettförmig zugeschnittenem Laube Persien entstammen. So sinnig es nun wäre, wenn wir dem rosenberühmten Lande, in dem die Nachtigall den Ruhm der Königin aller Blumen preist, auch den Flieder zu verdanken hätten, die neueren Untersuchungen lösen die Frage nach dem Stammlande der Fliederarten im anderen Sinne. Der uns so sehr ans Herz gewachsene Flieder, den die Gelehrten — o diese Botaniker! — vulgaris, das ist »gemein« nennen, kommt an der unteren Donau, besonders in der Umgebung des Eisernen Tores, bei Orsova, Szvinitza und Plavisevitza, ferner in Serbien, der Walachei und in Bulgarien offenbar wild vor. *Heuffel* in seiner im Jahre 1858 in Wien erschienenen Aufzählung der Pflanzen des Banats bemerkt ausdrücklich beim Flieder: »Auf den Kalkhügeln bei Reschitza, Krassova, Cziklova, Szaszka, im ganzen Zuge der Donau bis zu den Herkulesbädern sehr häufig und wirklich einheimisch.«

»Höchst erstaunt war ich«, schreibt *Jirecek*[1]), »in Bulgarien überall auch den Flieder (Syringa vulgaris, bulgarisch liljak oder lulek) als wildwachsendes, im Frühjahr blau blühendes Gesträuch anzutreffen. Die Bulgaren behaupten, der Strauch wachse besonders auf Burgruinen. Daß er nur aus alten Gartenkulturen verwildert sei, ist aber zweifelhaft; ich sah ihn auch oft genug auf den Bergfelsen an sonnigen Lehnen zu beiden Seiten der ganzen Balkankette und darüber hinaus bis nach Trn. Der »Fliederwald« (gora liljakowa, ljulekowa) wird in den bulgarischen Volksliedern oft besungen.«

Es ist kein Zweifel, daß der Flieder aus den Donaustaaten den Weg nach Konstantinopel und in die byzantinischen Gärten nahm, um so »türkisch« zu werden. Für denjenigen, der Mitte Mai in das romantische Tal von Limpert und Goswadia — westlich von Vajda-Hunyad in Siebenbürgen — gelangt, bietet sich in dem reizvollen Fliederflor, der alle Hänge bekleidet, ein unvergeßlicher Anblick. Dann trifft man Syringa vulgaris im Czernatale am Felsö-Grohot, im Zarander Komitat und bei Hermannstadt naturwüchsig an. In all diesen Gegenden tritt der Flieder massenhaft auf und bildet mit einigen anderen Pflanzenarten eine charakteristische Pflanzenformation. Da also der Gemeine Flieder westlich bis zum 38. Meridian wild vorkommt, wird man nicht erst an Persien als an sein Heimatland zu denken haben.

Die Syringa persica kam nach Syringa vulgaris um die Mitte des 17. Jahrhunderts über Konstantinopel in unsere Gärten. Auch der persische Lilac hat ein großes ursprüngliches Verbreitungsgebiet. In Persien, wo er so häufig gezogen wird, soll er auch wild anzutreffen sein. Allein der englische Major *Aitchison* beobachtete ihn auch im östlichen Afghanistan. *J. D. Hooker* gibt sein Vorkommen für Kaschmir an, der ehrwürdige Prosper *Alpini*, der im Jahre 1617 starb, für Kleinasien. Weiter fand man die Art wild im östlichen Kaukasus. Woher im besonderen der Strauch in die türkischen Gärten und damit nach Europa gekommen ist, dürfte kaum jemals aufgeklärt werden.[2])

Es ist bemerkenswert, daß die so reiche Flora der österreichisch-ungarischen Monarchie neben dem Gemeinen Flieder noch eine andere wilde Fliederart aufweist, welche in Siebenbürgen an den Vorgebirgen der Ostkarpathen in den Tälern des Erzgebirges und der Bihar-Vlegyasza wächst. Sie wurde erst in den Zwanziger-

---

[1]) *Jirecek*, Das Fürstentum Bulgarien, 1891, S. 33.

[2]) Vergl. *Anton Baier*, Die Heimat des Gemeinen Flieders, Österr. Botan. Zeitschr. 1870, S. 327—328; *Knapp*, Österr. Botan. Zeitschr. 1889, S. 430; *A. von Kerner*, Die Geschichte des Flieders, Wien 1893.

Jahren des vorigen Jahrhunderts von einer Dame, der Baronin *Josika*, entdeckt, und an den Wiener botanischen Garten gesendet. Der damalige Vorstand desselben, *Freiherr Josef Jacquin*, nach dessen berühmten Vater die Jacquingasse benannt ist, war so galant, den von der Dame entdeckten Flieder Syringa Josikaea zu benennen.[1]) Für die Gärten hat diese liebliche Art ebensowenig Bedeutung wie mehrere asiatische Spezies, die im Gegensatz zu dem *von Busbecq* eingeführten Flieder besondere Pflege erheischen und wegen der späten Blütezeit nicht mehr recht zur Geltung kommen. Am ehesten wird man neben Syringa vulgaris und persica noch dem sogenannten chinesischen Flieder (Syringa dubia) mit größeren Blumen in unseren Gärten begegnen. Besonderer Gunst erfreut sich die Fliederzucht in Frankreich. Der Strauch erträgt willig alle Grausamkeiten des Verschneidens und blüht, in welche Form immer man ihn zwingen mag.

Geschichte und Einführung des Flieders spiegeln sich in seinen verschiedenen Namen wider. Den früher in Deutschland üblichen Namen des Flieders »Lilac« hört man jetzt nur noch in Tirol und am Rhein. In den österreichischen Alpenländern heißt er außerdem »türkischer Holler«, »Rassnagablüh« und »Spanisch Bluest«. Der Name »Lilac«, von dem, wie erwähnt, die Farbe »Lila« abgeleitet ist, deutet auf Persien und hat sich im Englischen, Italienischen und Spanischen »Lilac«, d. i. die Bezeichnung für die Fliederblüte, erhalten, hingegen im Portugiesischen sich in »Lila« und im Französischen in »Lilas« gewandelt. Sonderbar hingegen klingen die Namen, die er in etlichen Teilen Deutschlands trägt, und die zum Teil wohl von seinem botanischen Namen« »Syringa« abgeleitet sind.[2]) So werden seine Blüten zuweilen in Thüringen »Zerentschen« genannt, in Niederdeutschland »Zirenien« und in Ländern mit einer Bevölkerung von alemannischer Abstammung »Zirinken«. In einigen Gegenden Norddeutschlands nennt man ihn merkwürdigerweise »Jelängerjelieber«, ein Name, der sonst dem Geißblatt gegeben wird.

Wie der Flieder in Österreich zur Bezeichnung Holler (Holunder = Sambucus nigra, s. d.) kam, ist schon erzählt worden. Im weiteren Sinne wurden freilich auch andere Sträucher mit stark duftenden Blüten, so der Pfeifenstrauch und der wilde Schneeball, als Holler angesprochen. Das Wort selbst wird auf hohl zurückgeführt (wegen der ausgehöhlten, markerfüllten Zweige des Holunders), aber auch mit Holla, der Beschützerin des Hausstandes, in Verbindung gebracht. Das Wort Flieder scheint in Flandern entstanden zu sein und vom niederländischen Vlieder — wegen des flatternden Laubes? — herzukommen. Doch wird es ferner als Fliehbaum (der Baum mit den vergänglichen, rasch abfallenden Blättern) gedeutet — wobei die Silbe »der« wie bei Holder-Holler nicht als bedeutungslose Ableitungsilbe, sondern als das uralte dar, deru (Baum), griechisch dry, englisch tree, aufzufassen ist. Ein recht merkwürdiges Epitheton für den Flieder kam um die Wende des 17. Jahrhunderts in Deutschland auf. Die beim kindlichen Spiele ineinandergesteckten Blüten wurden mit den Kindern selbst verglichen, die sich von der Magd Huckepack tragen lassen, daher der Name »Huck auf die Magd« — »Kuffdemad« in Sachsen — für den Flieder.

Von der Blütezeit sind die niederrheinischen Bezeichnungen »Maiblum« und »Pängstblum« (Pfingstblum), von der nagelförmigen Blütenform »Nällchesblum« und »Nägelkes« hergenommen (*Fettweis*, *E.*, Volkstümliche Pflanzennamen vom Nieder-

---

[1]) Vergl. *Antal Gulyás*, Syringa Josikaea und Syringa Emodi, Mitteilungen aus dem botanischen Institut der Kolozsváre Universität, 1909.

[2]) Über den botanischen Namen Syringa sagt *Leunis*: »σῦριγξ hieß bei den Alten eine Röhre (Rohr, Pfeife oder Flöte); war aber ursprünglicher Name für Philadelphus coronarius L.; die Nymphe Syrinx soll, von *Pan* verfolgt, in diesen Strauch verwandelt sein, aus dessen Holz *Pan* die erste Pansflöte gemacht haben soll. Der Name ist aber auf unsere jetzige Syringa schlecht angewandt, weil ihr Holz kein dickes weiches Mark hat, und die Pansflöten zudem aus Erianthus Ravennae [dem Italienischen Wollzucker, einem hohen Grase] gemacht wurden.«

rhein usw., 1916), was an die Namen der Nelken und Gewürznelken anklingt, worüber der Verfasser auf seine Geschichte der Gartennelke (Wien 1913) verweisen möchte.

Ungarisch heißt Syringa vulgaris Orgonafa, d. i. Orgelpfeife. So wurde der Name einer heimischen Pflanze, des Pfeifenstrauches (Philadelphus coronarius) auf die Fremde übertragen. Der Schweizer Botaniker *Kaspar Bauhin* (1560—1624) stellte in seinem »Pinax theatri botanici« (Basel 1623, S. 398) entsprechend dem Vorgange der Wissenschaft seinerzeit Syringa vulgaris und Philadelphus coronarius noch beide zur Gattung Syringa, erstere als Syringa caerulea, den zweiten als Syringa alba. *Kaspar Bauhins* Sohn *Johannes*, sah die weiße Syringa (Philadelphus) in Besançon und verpflanzte sie nach Mömpelgard, die blaue (Syringa), die schon in den Gärten verbreitet war, verpflanzte er von Dôle ebendahin.[1])

»Kinder gleicher Art, aber wie verschieden!« Von Frankreich aus nahmen zahlreiche Varietäten oder Spielarten den Weg in die Gärten. Erwähnenswert ist namentlich der gefüllte Flieder, bei dem je zwei Blüten wie Skarnitzel ineinander gesteckt sind. Man erzählt sich, daß französische Züchter, um den hohen Preis neuer Sorten zu erhalten, die Blütenrispen neuer Varietäten vorerst mit dem Stiele in siedendes Wasser tauchen, um eine Weiterverbreitung durch andere als die um teures Gold verkauften Ablieger unmöglich zu machen.

Als schönste Fliedersorten zur Treiberei und zur gleichzeitigen Anzucht von Hoch- und Halbstämmen galten lange »Charles X.« (die beste Sorte zum Frühtreiben), dunkelrot, »Marie Legraye«, beste großblumige weiße Sorte, läßt sich ebenfalls sehr früh treiben, »Andenken an Ludwig Späth«, Blüte dunkelpurpurrot, aber nicht zum ganz frühen Treiben geeignet, »Amethyst«, purpurviolett, ins Blaue übergehend, Marlyensis, rotblühend. Die genannten Sorten sind einfachblühend. Gefülltblühende: »Mad. Lemoine«, reinweiß, »Président Grevy«, bläulich, eine ganz prachtvolle Sorte, »Michael Buchner«, zart rosalila, »Mad. Jules Finger«, zart rosa, »Mad. Abel Chatenay«, stark gefüllt, milchweiß. Zur Hochstammzucht eignet sich auch besonders Syringa sinensis. Diese Sorte ist dünnholziger als Syringa vulgaris.

Als allerbeste Gartensorten führt *Graf Silva Tarouca*[2]) die folgenden an: einfach blühend: »Aline Mocqueris«, dunkelrot; »Andenken an Ludwig Späth«, dunkelpurpurn, großblumig; »Charles X.«, lilarot, gute Treibsorte; »Emil Liebig«, erst rosa, dann heller; »Marie Legraye«, groß, reinweiß; gefüllt blühende: »Charles Joly«, dunkelpurpurn; »Dr. Masters«, lila, Mitte heller; »Jeanne d'Arc«, reinweiß; »Leon Simon«, lilablau; »Le printemps«, rosalila, früh; »Mad. Lemoine«, reinweiß, sehr schön; »Senateur Volland«, erst lebhaft rot, dann lila.

Wenn man einen Fliederbusch mit Wurzelballen in einen Topf oder Kübel pflanzt und ihn gegen Weihnachten in ein geheiztes Zimmer bringt, entwickeln sich bei 14—16° R. die Blüten schon in 3—4 Wochen. Den Strauch muß man von Anfang an täglich 2—3 mal mit lauwarmen Wasser überspritzen und die Erde hinreichend feucht halten. Auch Fliederzweige mit starken Blütenknospen können, nur in Wasser gestellt, zur Blüte gebracht werden, doch bleiben die Blüten dann klein.

Einen ungeahnten Aufschwung gewann die Treiberei der verschiedenen Fliedersorten durch das von dem dänischen Pflanzenphysiologen *W. Johannsen* im Jahre 1900 angegebene, jetzt vielfach verbreitete Ätherisierungsverfahren, das bis zu zwei Monaten früher als durch das alte Verfahren das Austreiben der Blüten des Flieders erzielt. Das Ätherisierungsverfahren *Johannsens*[3]) besteht in folgendem: Die in Töpfe

---

[1]) *Christ*, *Hermann*, Der alte Bauerngarten usw. Basel 1916, S. 78. — Betreffend die ungarischen und rumänischen Volksnamen der Syringa Josikaea vergl. *Antal Gulyas*, a. a. O.

[2]) Unsere Freiland-Laubgehölze usw. Wien-Leipzig 1913, S. 361.

[3]) *W. Johannsen*, Das Ätherverfahren beim Frühtreiben, mit besonderer Berücksichtigung der Fliedertreiberei. Jena 1900. Zum Ätherisieren und den anderen modernen Treibverfahren siehe besonders: *Molisch*, Pflanzenphysiologie als Theorie der Gärtnerei. 2. Aufl., Jena 1918.

gepflanzten oder mit dem Erdballen ausgegrabenen Fliederstöcke werden in einen entsprechend großen und sehr dicht und genau gearbeiteten Holzkasten gebracht. Sodann wird durch einen Trichter in ein im oberen Teile des Kastens befindliches Gefäß eine entsprechende Menge (30—40 g pro Hektoliter Luftraum im Kasten) von Äther (sogenanntem Schwefeläther) gegossen, dieser verdunstet wegen seiner großen Flüchtigkeit sehr rasch und der Ätherdampf erfüllt den ganzen Kasten. Bei gewöhnlicher Zimmertemperatur (17—19° C., während der Nacht schadet ein Sinken bis 14° C. nichts) werden die Pflanzen gewöhnlich 48 Stunden der Einwirkung des Äthers ausgesetzt, dann gut gegossen und sofort zum Treiben ins Warmhaus gestellt. Nach 3—4 Wochen sind die Blüten vollkommen entwickelt. Von größter Wichtigkeit ist die Jahreszeit, in der man die genannte Methode anwendet, dieselbe führt durchaus nicht in allen Monaten zu einem Resultate, eine Erscheinung, die nicht nur für den praktischen Gärtner sondern auch für den Botaniker von größtem Interesse ist. Das Ätherisieren ist von Erfolg begleitet, wenn es vor Mitte August angewendet wird; nur ist dabei für den Praktiker zu bemerken, daß in der ersten Sommerhälfte die Blüten noch nicht angelegt sind, daher die Treiberei zu dieser Zeit höchstens theoretisch interessant ist. Von der zweiten Hälfte August bis Mitte Oktober ist die Ruhe am tiefsten: während dieser Zeit ätherisierte Stöcke entwickeln bloß die kleinen, untenstehenden Laubknospen, nicht aber die Blütenknospen. Die Zeit von Mitte Oktober bis Mitte November ist die eigentliche für die Treiberei durch Ätherisierung, später hätte die Anwendung dieses Verfahrens keinen Sinn, da ja das Austreiben mit dem Eintritt aus der Ruhe in die »gezwungene Unwirksamkeit« auch nach der alten Methode erzielt werden kann. Wie man aus dem Gesagten deutlich ersehen kann, sind in der Ruheperiode der Fliederknospen drei Abschnitte zu unterscheiden, die *Johannsen* als Vor-, Mittel- und Nachruhe bezeichnet. Die erste dauert bis Mitte August, die zweite bis Mitte Oktober, die dritte bis Mitte November, dann beginnt die »gezwungene Unwirksamkeit«. Während der Vorruhe ist das Ätherisieren von Erfolg begleitet, aber praktisch fast wertlos, während der Mittelruhe überhaupt erfolglos, während der Nachruhe jedoch von größter praktischer Bedeutung, während der Zeit der »gezwungenen Unwirksamkeit« ist das Ätherisieren überflüssig. Auch bei einigen anderen Sträuchern (Prunus tribola und Schneeball) hat man mit dem Ätherisieren Erfolge erzielt.

»Wie duftet doch der Flieder so mild, so stark und voll.« (*Hans Sachs.*) Der eigentümliche Fliederduft, den nun freilich der Chemiker in seiner Retorte nachahmt, ist bei den verschiedenen Arten und Variationen in den verschiedensten Abstufungen zu beobachten. Syringa Josikaea mit ihren kreiselförmig zusammengedrängten Blättern duftet gar nicht. Der Fliederduft ist an und für sich so entzückend und herzgewinnend, daß man dem Busche gut sein müßte, auch wenn er ganz unscheinbare Blüten hätte. Wie die Farbe, so zieht der Duft der Blumen die Immen und Schmetterlinge von allen Seiten herbei. Anmutende Idylle aus dem Tierleben spielen sich im Frühling an den Fliedersträuchen ab. Ohne aufdringlich zu sein, ist der Fliederduft kräftig. In stillen Mainächten kann man den Duft von den Bosketts im Wiener Stadtpark bis in das der Ringstraße zugewendete Viertel der Wollzeile verspüren. Gerade im Stadtpark steht übrigens eine neueingeführte merkwürdige Fliederart aus China, die Syringa pekinensis, welche die Mitte zwischen dem eigentlichen Flieder und der Rainweide hält. Das Enfant terrible in der Fliederreihe ist eine Varietät der Syringa Emodi aus dem Himalaja, die widrig nach Heringslake riecht.

In Europa könnte der Fliederfreund von der ersten Hälfte des April, oft schon vom März bis in die zweite Hälfte des Juni hinein, unter blühenden Fliederbüschen wandeln. Er müßte in Spanien und Griechenland beginnen, würde sich dann in die Hochgebirgsteile von Italien, die höherliegende Türkei oder nach Frankreich begeben müssen, um in der zweiten Hälfte des April der Fliederblüte bei-

zuwohnen. In der ersten Hälfte des Mai dagegen blüht der Flieder in Deutschland, ausgenommen in den höher gelegenen Gegenden, dann auch in England, Irland und durch das ganze weite Südrußland bis nach Kleinasien hinein. Und je nördlicher man dann kommt, je weiter hinaus rückt die Blütezeit des Flieders. Die ungefähre Polargrenze der Syringa vulgaris geht durch Finnland, etwa an der Südküste von Grönland. Man hat die mittlere Aufblühzeit aus einer längeren Reihe von Jahren aufnotiert, und danach als Durchschnittsdaten für die Blütezeit des Flieders folgende Termine gefunden: Coimbra 22. März, Frankfurt a. M. 28. April, Wien 30. April, Brüssel 1. Mai, Hermannstadt 3. Mai, ebenso Swaffham-Bulbeck in England, Gießen 7. Mai, Karlskrona in Schweden 1. Juni und Janakkala in Finnland den 13. Juni. Indessen sind wir, wie erwähnt, dank der modernen gärtnerischen Kunst und vor allem auch vermöge der entwickelten Verkehrsmittel, durch die wir die Kinder des Südens schnell nach dem Norden befördern können, in der Lage, Flieder stets um uns zu haben.

Von einem reizvollen Fliederbusch in Kaschmir erzählt *Maria von Bunsen:* »In kleinen entlegenen Gassen von Srinagar begegnete ich auffallend vielen sorgfältig angezogenen Frauen und Kindern, auch Männern. Fast alle hielten einige Fliederzweige in der Hand. »Ja«, sagte Ahad, mein hier einheimischer Diener »die kommen alle vom Fliedergarten«. Wenn der Flieder blüht, öffnet ein reicher Schalhändler seinen Besitz und jeder darf kommen. Natürlich wollte ich hin. Durch enge, winkelige Gassen gelangte ich auf ein gutes Kaschmirhaus: hell beworfen, mit stilisierten Blumen bemalt, mit flachen Holzschnitzereien an Erkern, Galerien und Portalen. Auch noch durchbrochene Fenstergitter und floral-geometrische Paneele. Im Hofe stand ein steinernes Brunnenpostament, Frauen füllten am Wasserrohr ihre schön geformten zinnernen und kupfernen Gefäße. Ein dunkler Gang führte durch das Haus, am Ende leuchtete sonnenbeschienener Flieder. Flieder und abermals Flieder erfüllte den großen ummauerten Garten, über den die Schneeberge und nähere, kühn geformte Felsenkuppen sahen. Natürlich war der Gartenraum regelmäßig und richtig gegliedert, die Fliederbüsche umstanden hoch und dicht die sich kreuzenden Beete, die Rondelle. In der Mitte erhob sich auf breiten Stufen ein bemaltes, offenes Gartenhaus mit durchbrochenen Holzgalerien. Ein Wasserstrahl spielte davor, fing sich im steinernen Becken. Hier war das dichteste Gedränge, hier staute sich manchmal die beglückend malerische, einheitliche Menge. Kein Europäer war weit und breit zu sehen, möglicherweise war noch nie einer in dies entlegene, nur zu Fuß erreichbare Haus gelangt. . . .«

Von der unglücklichen *Kaiserin Elisabeth* von Österreich weiß man, daß sie sich gern mit Flieder schmückte, und daß sie nicht selten auch die Fliederfarbe für ihre Toiletten wählte. Durch sie wurde diese Farbe eine Zeitlang geradezu die Modefarbe, als sie, jung vermählt, mehrmals in fliederfarbenen Toiletten bei offiziellen Gelegenheiten erschien.

Den Orientalen ist der düftereiche Flieder nicht so ganz das heitere Frühlingszeichen wie uns. Bei den Persern war in alter Zeit der Fliederbaum heilig. Ja, ein gewisser Aberglaube läßt sogar noch in unserer Zeit in Persien Kranke sowie Behausungen von Kranken mit Flieder schmücken. In der Türkei und in Rußland verbindet die Anschauung des Volkes den Flieder mit Tod und Todesahnungen. Man soll, betäubt vom Fliederduft, wie eine südrussische Volkssage behauptet, den Tod im Traume sehen und so bestimmte Voraussagungen machen können, wie einem selbst oder den Angehörigen der Tod erscheinen wird, und ob er bald kommt oder später. Vielleicht hängt damit auch die in Deutschland verbreitete Annahme, daß »wenn der Flieder blüht«, die Menschen besonders müde und schlaff seien, zusammen.

Den deutschen Kindern weckt der Flieder heitere Stimmungen. Die Kleinen stecken die unten röhrenförmig gestalteten Kronen der Einzelblüten ineinander und

bilden so Kränze, die sorgsam in Büchern platt gepreßt und dann getrocknet werden. Wessen Fliederkränzlein beim Trocknen die violette Farbe behält, von dem glaubt das kleine Volk, es bekäme zu Michaelis ein besonders gutes Schulzeugnis. Die Dorfschöne aber wähnt, ein Fliederzweig wisse zukünftige Dinge. Damit er ihr nur verrate, ob sie den Herzallerliebsten bald zum Manne bekomme, bricht sie am Barbaratage (4. Dezember) einen Fliederzweig und stellt ihn in einer mit lauwarmen Wasser gefüllten Flasche an einen vor Zug und Kälte geschützten Platz ins Zimmer. Oft unter Tage wird sein Wasser, damit es ihn nicht fröstele, erneuert und ihm ein künstlicher Regen zu teil. Wenn er bis zum Weihnachtstage Blättlein und Blütenknospen getrieben, dann jauchzt das Herz des Mägdeleins, denn nun sieht es bereits im Geiste den Ehering an seinem Finger prangen. Zu anderen Zwecken verwendet der Bauersmann, der einen Hof und Weib und Kinder sein eigen nennt, die Blüten des bläulich-violetten Flieders. Einen Strauß davon, aufs Dach gestellt, hält er geeignet, den Blitz fernzuhalten. Auch bricht er wohl drei Tage vor Pfingsten mit der mit einem weißen Tuche verdeckten Rechten vor Sonnenaufgang dreimal drei Fliederblüten, trocknet sie, so schnell es angeht, in der Sonne oder auf dem Küchenherde und räuchert mit ihnen am Sonnabend Abend, sobald die Kirchenglocken das Pfingstfest einzuläuten beginnen, alle Räume des Hauses aus, im Glauben, so fürderhin allen Ratten und Mäusen den Aufenthalt auf dem Hofe gründlich zu verleiden.

Das ist die prosaische Nutzung unseres Flieders (Syringa vulgaris), der nach dem Verfasser der im Jahre 1683 zu Heidelberg erschienenen, später oft aufgelegten »Flora Francica«, *Georg Frank von Frankenau,* so neu war, daß er von ihm nur zu berichten wußte: »Wird in vielen italienischen Gärten, als zu Padua, Pononien, Ferrara, und vornehmlich in des Herzogs Garten von Florenz fortgepflanzet, auch wohl in etlichen deutschen Gärten gefunden. Wie denn *Chabräus* dergleichen in Mömpelgard angetroffen. Man hat von dieser Syringa zweierlei Sorten, nämlich die weiße und blaue. Ihre Kräfte und Wirkungen sind noch zurzeit unbekannt.«

II. HOLUNDER (Sambucus nigra).

Das hauss das sei doch allernechst
Da er mit seinem Holderstock
Oft spalten manchen dicken block
Lieb und Leid williglich geteilt,
Manch tiefe hausswunden geheilt.

Joh. Val. Andreae.

Der Holunder ist der schirmende Hausgenosse vor des Bauern Wohnung. Bei *Hans Sachs* nennt eine Frau ihren Mann ihren »lieben Hollerstock«.[1])

Ein traulicher Strauch, bei dem man von wirklicher Freundschaft, ja Pietät des Menschen für ihn sprechen kann. Über den Namen Holunder, Holler, althochdeutsch holontar, holuntar, holandir, mittelhochdeutsch holunter, holenter, verkürzt holder, Holler, sind verschiedene Ansichten geltend gemacht worden. Die einen suchen die Herleitung von Holder-Bruchholz und dar-Baum, *Grimm* lehnt Holunder an hohl an, es ist nämlich eines der besonderen Merkmale des Strauches, daß seine

[1]) *Abraham a Santa Clara*, der für *Schillers* Kapuzinerpredigt in »Wallensteins Lager« vorbildlich war, schreibt mit Bezug darauf. daß der Babenberger *Leopold der Heilige* den Schleier seiner Frau auf einer Hollerstaude wiederfand (und dort die Stadt Klosterneuburg gründete): ich glaube es sei geschehen wegen des Namens »Holder«, denn kein Baum oder Stauden ist, die einen so schönen und annehmlichen Namen hat als wie der Holder, maßen Holder ebensoviel lautet als lieber, darum ist glaublich, daß Maria gleichsam trostreich gesprochen: Leopolde mein Sohn, weilen du ein so große inbrünstige Lieb zu mir tragest, so verlasse dich darauf, daß ich dir jederzeit will holder werden, und auch allen deinen andächtigen Nachkömmlingen.

Äste im Alter mit leichtem Mark angefüllt sind. Gleichsinnig äußert sich *Perger*: holantar, englisch the hollowtree, der hohle Baum-Holter. Unverwehrt bleibt aber, im Bestimmungswort den Namen Frau Hollas zu erkennen, welche das Volksdenken mit dem Strauche in deutlichem Zusammenhang bringt.

Die alten Deutschen betrachteten den Strauch als die Wohnung des guten Hausgeistes, der Hollermutter oder Frau Ellhorn. Bei den Dänen schaut sie in der Dämmerung durchs Fenster und sieht, ob alles im Hause in Ordnung ist. Frau Holla war der Holunder heilig. Sicherlich gibt es in der Natur kein Gewächs, das so völlig alle Eigentümlichkeiten der Göttin in seinem Kultus (denn von einem solchen kann man bei der Pflanze reden) zur Darstellung bringt. Im Hornung (Februar) regiert nach alter Anschauung »die Frau«, nämlich Frau Holle. An sie lehnt sich das ursprünglich altheidnische Lichtmeßfest an. An diesem ihrem Feste tanzen die Weiber in dem allmählich wieder kräftiger, wärmer werdenden Sonnenschein, den die den Frühling herbeiführende Göttin erzeugt. Sie tragen Holundergerten in den Händen und schlagen damit auf die dem Tanzplatz sich nähernden Männer los. Fällen darf man die Holunderbäume beileibe nicht, da die weiße Frau — ihr Urbild ist Frau Holle — in ihm verborgen ist. Ist es aber durchaus nicht zu vermeiden, so muß man entblößten Hauptes dabei sprechen: »Frau Ellhorn, gib mir von deinem Holze, dann will ich dir von meinem auch geben, wenn es wächst im Walde.« Der Name Ellhorn hat sich für Holla noch bis heute in Ostfriesland und als Aalhorn in Holland, Ostpreußen und Hannover erhalten. Die Gottheit des Lebens war im Altertum stets auch die Gottheit des Todes und vielleicht hat an dieser Tatsache der fast überall sich findende Glaube an ein besseres Leben, welches mit dem Tode beginnt, als Veranlassung gedient. Auch der Tod war somit der Anfang eines Lebens und wurde folgerecht durch die Gottheit alles Entstehens, Werdens und Lebens herbeigeführt. (Frau Holle als Hel.)

Bereits bei *Tacitus* gehört der Baum zu den Holzarten, welche zur Bestattung der Leichen verwendet werden. Schon der Duft seiner Blüten galt für gefährlich, und die alten Preußen opferten dem Todesgott unter den Holunderbäumen.[1]) Wächst ein Holunder unter der Mauer heraus, so gibt es nach der Ansicht der Dithmarschen bald eine Leiche im Hause, und in mehreren Häusern des mittleren Vintschgau trägt man der Bahre ein Kreuz aus Holunder vor, das man »Lebelang« nennt. Dieses Kreuz steckt man auf das Grab, und der Mensch, auf dessen Grabhügel das Kreuz wieder anfängt zu grünen, ist selig. Die Slovaken verfertigen aus dem Marke (Peddek) der Pflanze die bekannten Holundermännchen, die sie »Diener des Todes« nennen, und der Pole wagt noch heute nur unter Zauberformeln den Baum umzuhauen. Wenn in Hildesheim jemand stirbt, so nimmt der Totengräber schweigend das Maß zu seinem Sarge mit einem Holunderstab, und der die Leiche fahrende Knecht hat eine Peitsche aus Holunderholz.

Selbst durch Anpflanzung des Baumes (in Deutschland bekanntlich überaus häufig) will man die unterweltlichen Götter günstig stimmen. Frau Holle verleiht Schutz gegen böse Dämonen und alles, was mit ihnen im Bunde steht. Um Verzauberung zu verhüten, wird in einzelnen Gegenden Deutschlands vom Landmann Holunder an die Stalltür gehängt, und in Thüringen — einem der Hauptgebiete des Hollerkultus — pflanzte man früher große Holunderbüsche an beiden Enden des der großen Spinnerin geweihten Leinfeldes. In den Alpen, wo (besonders in Tirol) das Andenken an Frau Holle in tausend Sagen fortlebt, pflegt der Holunderstrauch bei keinem Bauernhause zu fehlen; der Inntaler sagt von ihm: »Der Holler

[1]) Mit dieser fatalen Seite des Holunders mag zusammenhängen, daß er so reich auf den Gräbern des bekannten Prager Judenfriedhofes gepflanzt ist. Dieser uralte, jetzt nicht mehr benützte Friedhof erhält zur Blütezeit durch die Holundersträucher und Bäume besonderen Reiz. Des Braunschweiger Dichters *Raabe* Novelle »Holunderblüte« spielt in Prag.

ist ein so edler Baum, daß man vor ihm den Hut abnehmen soll, denn an ihm ist alles gesund und heilkräftig.« Aus der Mannigfaltigkeit der sich an ihn knüpfenden Erinnerungen wird auch hier klar, wer über ihn gebietet. Wem etwas gestohlen ist, der geht vor Sonnenaufgang zu einer Hollerstaude, biegt sie mit der Linken gegen Sonnenaufgang und spricht: »Hollerstaude, ich tu dich drücken und bücken, bis der Dieb das Gestohlene bringt.« Je stärker man den Strauch drückt, um so schneller muß der Dieb das Entwendete bringen. Am Johannestag dürfen in keinem Hause die Hollerküchelchen (in Schmalz gebackene Blüten samt dem Stengel) fehlen, es gäbe sonst eitel Unfriede und die allergrößten Zerwürfnisse zwischen den Ehehälften, und die Hollerblüten werden in der zwölften Stunde der Nacht gepflückt und sorgsam als Heilmittel aufbewahrt.

Ein interessantes Gegenstück zum vielzitierten Birnbaum auf dem Walserfeld ist der Holunderstrauch an der Nortorfer Kirche in Schleswig. Wenn dieser Busch solche Höhe erreicht, daß man ein Pferd unter ihm anbinden kann, so entsteht ein allgemeiner Krieg. Ein König mit weißem Haupte wird dann alle seine Feinde besiegen und ein mächtiges Reich gründen. An den Holunder wird er sein Schlachtroß binden, und das Blut der Walstatt wird bis an die Knöchel reichen. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege war dieser Holunder schon so hoch, daß seine Spitzen das Kirchendach berührten; über diesem wollte man zwei sich bekämpfende Heere gesehen haben. Als nun im Jahre 1813 wirklich die Feinde kamen und bei Nortorf ein Gefecht vorfiel, glaubte man, die Prophezeiung würde in Erfüllung gehen, zumal man an den König von Dänemark mit seinem weißen Haar dachte. Die Feinde aber fällten den Holunder eiligst, so daß er nun lange zu wachsen hat, bis er wieder seine frühere Höhe erreicht.

In den Holunderbaum, unter dem die Mutter Gottes auf der Flucht nach Ägypten rastete, schlägt nie der Blitz. Ein Kreuz aus seinem Holz wird den Toten mit in den Sarg gegeben und seine reifen Beeren schützen das Vieh gegen den Viehschelm (Personifizierung der Rinderpest). Unter einem Holderbusch hält sich der Schläfer vor jedem Unfall, vor Schlangen, Hexen und totbringenden Mücken sicher; er erwartet schöne Träume und hat nicht selten das Glück, von lustigen, lichthellen Elfen (die Holden der Holle) umtanzt zu werden. Wer endlich Lust und Neigung hat, daß ihm Hexen und Truden nachlaufen, der schnitze einen Löffel aus Hollerholz, lege ihn am Osterabend nach Sonnenuntergang in gute Milch, daß Rahm daran hängen bleibt, und lasse ihn dann trocknen. Am Sonnenwendabend lege er den Löffel nochmals in gute Milch und lasse den anhangenden Rahm abermals eintrocknen, dann berge er ihn unter Gewand und Gürtel auf dem Rücken und gehe so zum Sonnenwendfeuer; da müssen ihm alle Hexenmenschinnen nachlaufen. Er ist also der rechte Baum der Holle, der sie geradezu auf der Erde selber vertrat. Was noch besonders seine Namensableitung von der hohen Göttin über Leben und Tote begünstigt, ist folgendes: In Westfalen heißt der Baum Hollerkenstruk, d. h. der Holla- gleich Erka- (gleich Herke-)Strauch. Die Herke aber ist eigentlich nur ein Ausfluß der göttlichen Macht der Frau Holle und tritt in Norddeutschland nicht selten geradezu für sie ein, oder mit ihr zu einem Worte zusammen, wie unsere westfälische Benennung bezeugt. So ist denn der Holunder vor andern der Baum der im Heidentum unserer Altvordern allverehrten Göttin Holla, deren Wirken und Kraft uns *Rudolf Baumbach* in seinem tiefempfundenden Dichtwerke von Frau Holle neuerdings vor Augen geführt hat, der Mutter der Erde, alles Lebens und Sterbens auf ihr und aller Kultur.

In unserer Zeit hat der Hollerstrauch — und zwar im Sommer 1907 — einen wirklichen Schatz heben geholfen. Der Landwirt *Diek* in Oelstorf traf nämlich beim Urbarmachen einer wüsten Landfläche einen Holunderbusch. Im Volksmunde heißt es, daß man in früheren Jahrhunderten beim Vergraben von Wertgegenständen gewöhnlich die Stelle kennzeichnete, indem man einen Holunder pflanzte. Hier

hat der Strauch nun wirklich einen »Schatz« gedeckt. In einer alten Truhe ruhten 2300 Stück Silbermünzen, sogenannte Brakteaten, die aus den Jahren 1000 bis 1100 stammten und vielfach das Gepräge eines Löwen zeigten. Möglicherweise meint es der abenteuerliche Simplicissimus (in *Grimmelshausens* berühmtem Roman des 17. Jahrhunderts) nicht ohne Bezeichnung, wenn er vermeldet: »Zuletzt nahm ich eine Pistol auf den Arm und band das Pferd an einen starken Holderstrauch.«

Im Sagenglauben des deutschen Volkes spielt der trauliche Strauch die größte Rolle.[1]) Das Holz des Holunders gilt allgemein für zauberkräftig, weshalb man es in Thüringen nicht verbrennen darf. »Vorm Höllerstruk maut man'n Haut afniamen«[2]), heißt es in Westfalen. In Holstein, wo er »Ellhorn« heißt, durfte man ihn früher ohne den Entschuldigungsspruch, der schon auf Seite 220 mitgeteilt ist, nicht abhauen. Das mußte mit entblößtem Haupte, gebeugten Knien und gefalteten Händen gesprochen werden. Auch bei den Angelsachsen und den Litauern ist der Holunder ein heiliger Baum. Um die Maulwürfe abzuhalten, steckt man in der Lausitz Zweige von diesem Strauche in Wiesen und Gärten. Bei Iserlohn befördern solche Zweige das Gedeihen der Leinsaat. Im Lechrain wird die Holunderblüte in der Mittagsstunde des Mitsommertages gebrochen und als gutes Heilmittel für allerlei Krankheiten aufgehoben. Auch ißt man sie an diesem Tage mit Mehl und Schmalz gebacken, weil das gesund sein soll — eine Sitte, die auch in Sachsen hier und da vorkommt.

Der Holunder hat seine Stelle am Zaun und wird da mit ehrerbietiger Scheu behütet. Aus seiner Blüte wird Tee gegen Fieber, aus seinen Beeren ein herbes Obstmus und eine wundertätige Latwerge gekocht, die tellerförmigen Dolden verbackt man zu eigen schmeckenden Schmalzküchlein. Wegen der Schwindel erregenden Wirkung von Blatt und Blüte heißt es, wer unter dem Hollerbaum einschlafe, erwache nicht wieder. Er muß das oberste Kreuzchen hergeben, das man auf die Stange der Osterpalme pflanzt; aus ihm schnitzelt man auch das provisorische Grabkreuzlein, das einer Leiche vorausgetragen wird. Obschon recht eigentlich ein Baum des Schattens und des Todes, nennt man ihn und jenes Grabkreuzlein mit auffallendem Euphemismus »Lebelang«.

Das Mark taucht man scheibenweise in Öl, läßt es angezündet im Wasserglas schwimmen und erkennt bei seinem Scheine in der Christnacht alle Hexen, Zauberer und Gespenster der ganzen Umgegend. Weil dieser Baum ein Geister abwehrender ist, so kommt er auch häufig auf den Düngerhaufen zu stehen, hilft diesen beschatten und feucht erhalten, zugleich aber auch das Vieh in der zunächst gelegenen Stallung vor bösem Schaden behüten. Im Volksglauben heißt es, ein beschädigter Holunderbaum nehme Rache an seinem Schädiger. Ein Schmeichelname der Geliebten heißt Holderstock, in dem man die eigene Holde zusammenhält mit der Liebesgöttin Hulda, in deren Namen der Baum ursprünglich geweiht zu sein scheint. Vom »Holderstock« als männlichen Geliebten wurde bereits erzählt.

Im Fricktale und im Freienamte, zweien großen Landschaften von fast unvermischt katholischer Bevölkerung, galt früher der Brauch, der in die Totenkammer gebrachten Leiche zwei Holunderstäbe, jeder dritthalb Schuh lang, kreuzweise auf die Brust zu legen, noch ein dritter Holunderstab neben der Leiche diente dem Schreiner als Maß zum Sarge. Wo nun dies abgekommen ist, da dient dem Schreiner doch zu demselben Zwecke nicht sein Handwerksmaßstab, sondern ein frisch geschnittener, markreicher Haselstock; und ebenso ist das provisorische Grabkreuz, das dem katholischen Leichenzuge durch einen Knaben vorangetragen wird, in seinem Kranze mit einem aus Holundermark zusammengesteckten Kreuzchen verziert,

---

[1]) Vergl. zum folgenden: *C. Rosenkranz*, Die Pflanzen im Volksglauben, 2. Aufl. Leipzig 1896, S. 173—177.

[2]) Vergl. oben.

welches Lebelang heißt. Derselbe Brauch und Name findet sich auch bei Begräbnissen in Tirol, wie *Zingerle* in den »Tiroler Sitten« (1858) zeigt. Vom Holunderstrauch, der im Sommer lange Wasserschößlinge treibt und bei Regenmangel gelblichfahl blüht, sagt man daher, seine langen Schösse künden den Tod desjenigen an, auf dessen Gut er steht und werden ihm das Maß zum Sarge. Nach diesen beiden Seiten ist er also ein Lebens- und ein Totenbaum zugleich. Man hat hierüber eine schon 1705 in *Michael Neanders* Physika aufgezeichnete alte Sage. Ein Fürst, der auf der Jagd von seinem Gefolge abgekommen und zu einer Bauernhütte gelangt ist, sieht hier einen greisen Mann in Tränen sitzen, der auf Befragen erzählt, er sei gerade von seinem Vater hart geschlagen worden. Auf weiteres Erkunden um den Grund, berichtet jener, er habe seines Vaters Großvater vom Stuhl anders wohin setzen sollen und unversehens fallen lassen. Darüber trat der Fürst ins Haus ein, um derlei Uralte selbst zu betrachten. Auf die Frage, von welcherlei Speise sie lebten, erwiderten sie, von Käse, Milch und gesalzenem Brot. Jedoch um zu so hohen Jahren zu kommen, äßen sie alljährlich auf bestimmte Zeit Holunderbeerenmus. Dieses Mus wird von den oberdeutschen Bauern büttenweise eingesotten, zu Markt gebracht und gilt bei Mutter und Kind als Universalmittel.

Zur germanischen Lebensrute eignete sich der Holderbüschel kaum, dafür wurde der Weih-Holder (Wacholder, Juniperus) genommen.

Nach den Ausführungen des um die Volkskunde Oberbayerns so verdienten Dr. *M. Höfler* gibt es Maß-Holder, Wacholder, Apf-Holder (affoltra), Reck-Holder, Queck-Holder, die alte Kultbäume sind, außerdem Buch-Holder, Eich-Holder. Der Holder ist fast bei jedem Bauerngehöft zu finden, als längst einheimischer, eßbare Früchte tragender Baum hat er uralte Kultbeziehungen.

Zwischen Frauenberg und Steinkirchen liegt auf einem Berge die Wallfahrt Maria Thalheim, wohin oft 40 Wallfahrtszüge zugleich kommen, denn eine »amoena statua b. v. Mariae jam ab antiquissimis temporibus miraculis celebris claret«. Dieses Bild war anfangs zwischen zwei Ästen einer Hollerstaude aufgestellt als Gegenstand der Volksverehrung »unterm freien Himmel« und im Waldesdunkel; der betreffende Hollerbaum soll bis zur Stunde keine Blüten, jedoch Früchte, aber nur grüne Beeren tragen (varietas virescens?). Später wollte man das Bild auf den nahen »Frauenberg« bringen, und es wurde tatsächlich unter einer Kapelle aufgestellt. Allein schon im nächsten Jahre fand sich das Bild wieder auf dem Hollerbaum, und so oft man den Versuch machte, immer wieder erschien es am alten Orte, wo dann schließlich das jetzige Kirchlein wurde.

Ausgebackene Holunderblüten sind ein äußerst schmackhaftes Gericht und es lohnt sich wohl ein Versuch der Zubereitung. Die Dolden werden gut nachgesehen, ob keine Insekten mehr daran sind, mit klarem Wasser abgespült und etwas abtropfen gelassen. Einen Viertelliter Bier, drei Eidotter, etwas Salz, klein wenig Zucker schlägt man recht schaumig und mischt dann so viel Mehl bei, daß ein leichter Tropfteig entsteht. Dazu kommt der steife Schnee von drei Eiklaren und eine Handvoll abgezupfter Blüten. In diese Masse taucht man nun die Dolden, trachtend, daß recht viel Teig daran bleibt und läßt sie in recht heißer Butter backen. Sind sie auf der unteren Seite gar, so schneidet man die Stengel knapp ab und wendet sie, damit sie auf beiden Seiten gleichmäßig gebacken werden. Von den Früchten des Strauches wird Holundermus gekocht, das zur Bereitung verschiedener schwarzsaurer Speisen dient. In *Riehls* kulturgeschichtlichen Novellen gelten Holunderbeeren direkt für lebensverlängernd.

Die armen Holzarbeiter oberhalb Bad Einöd in Steiermark sah ich abgerupfte frische Holunderblüten über dem lodernden Waldfeuer in den Teig ihrer »Strauben« tun. »Das ist g'sund«, sagte mir ein alter Holzfäller. Hollerstrauben ist im Steirischen mit dem Namen des *Erzherzogs Johann* in Verbindung. Das Geschichtchen hat gelegentlich *Rosegger* berichtet. An der Salza lebte ein armer Kleinhäusler,

welchen sie den Holler-Wastl nannten, weil sein Häuschen ringsum von Holundersträuchern bewachsen und damit fast bedeckt war. In Steiermark ist es Sitte, daß am Sonnenwendtage, als am Feste des Täufers Johannes, solche Hollerblüten zur Bereitung der Hollerstrauben verwendet werden. Es wird nämlich die gepflückte Hollderdolde in Eierteig getaucht, so daß sie sich mit diesem überzieht, und dann in heißes Schmalz getan. Nach wenigen Minuten zieht man sie geschmort als eine Kuchentraube heraus. Der Blütenduft macht ein solches Eiergericht zur köstlichsten Speise. Zu jenem Sonnenwendtage hörte der Wastel, daß der *Prinz Johann* in der Gegend sei. Sofort fiel es ihm ein, daß der Prinz sicherlich an diesem Johannestage sein Namensfest begehe, und er sann auf Mittel, dem Herrn zu seinem Namensfeste eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Der Holler-Wastl schickte dem Prinzen drei große, schöne Forellen, die er eigenhändig gefangen hatte. *Johann* war überrascht, als da drei stumme Fische anrückten, um ihm zu seinem Namenstage Glück zu wünschen. Dann war er so fein, den Irrtum des gutmeinenden Spenders nicht richtig zu stellen, sondern die gute Meinung freundlichst zu entgegnen. Der Prinz kannte das Häuschen unter den Hollerbüschen, und wußte auch, daß Holzhauer, zu denen der Wastl gehört, des Nachts einen gesunden Schlaf haben, und so ließ er den lustigen Streich spielen. In stiller Nacht zündeten mehrere Männer in der Nähe des Hollerhäuschens ein Feuer an, nahten mit schmorenden Schmalz- und Eierteigpfannen den Büschen, ließen jede Blüte so lange hineinhängen, bis der fertig gebackene Kuchen um die Dolde sich geschlossen hatte. Am Morgen, wie das Weib des Holler-Wastls aus dem Fenster schaute, schreit sie: »Uh, Jesstl, wer hält uns denn heut' schon eine Strauben zum Fenster herein?« »Eine Strauben?« fragte der Wastl und springt aus dem Bette. Und wie sie vor die Tür gehen, meinen beide, sie wären stocknärrisch geworden. Alle Zweige des Holunderstrauches hängen schwer nieder und anstatt der Blüten gängeln lauter köstlich strotzende Kuchenstücke daran, daß die ganze Luft erfüllt ist von dieser seltsamen Holunderfrucht. »Das wird ein Sonnenwendtag heut'!« sagte der Wastl voll inneren Jubels und weckte die Kinder auf. Das Weib wollte keinen Bissen essen, es hielt das ganze Ding für einen Hexenspuk der Johannesnacht. Aber als nun in der hellen Morgenfrühe der *Prinz Johann* mit mehreren Herren an dem Häuschen vorüber ging und über den Zaun grüßte, da dachten's sich's die Leutchen bald, welcher Zauberer hier gewaltet hatte und ließen sich dann diese Bescherung trefflich schmecken. Das Hollerhäuschen ist jetzt zerfallen, aber die Hollersträuche stehen noch frisch und heißen im Volksmunde »der Prinzenholler« bis auf den heutigen Tag.

Noch sind es, erzählt *H. Christ* in seiner anmutigen »Geschichte des alten Bauerngartens der Basler Landschaft« (Basel 1916, S. 44), keine dreißig Jahre, daß in einem Garten bei Liepal den Kindern das uralte Zigeunerfest geboten wurde, am Baume selbst die vorher in Teig getauchten Blütendolden des »Holders« mittelst untergehaltener Pfanne voll »strudelnden Ankens« zu backen, damit die Kleinen danach haschen konnten.

Frau Ellhorn ist Spenderin unerschöpflicher Gaben. Das weiße Stammholz bietet dem Drechsler einen wertvollen Rohstoff, aus dem vom Mark befreiten schlanken Loden verfertigt der Weber seine Spulen. Das Mark selbst nützt der Uhrmacher als Putzmittel, es dient dem Elektriker bei seinen Versuchen und ist dem Reißkohlenzeichner als Wischer zur Erzeugung der Mitteltöne bei seinen Kunstwerken unentbehrlich. Die zweite unter der rauhen Borke befindliche zartgelbe Haut ist ein Färbe- und stark wirkendes Heilmittel. Das Blattherz kann als Salat verspeist werden, die Blüten liefern den aller Welt bekannten »Fliedertee.« Die schwarzen Beeren geben gekocht ein gesundes Mus, sind das unschädlichste Färbemittel für Rotwein, ersetzen im Notfall den Indigo in der Blaufärberei. Der Same soll das Santonin der Apotheken ersetzen und mit Erfolg zur Bereitung eines Speiseöles verwendet werden.

Des Holunders Blüten und Beeren wurden und werden vielfach zu Heil- und Küchenzwecken verwendet.

Am weitesten bekannt ist noch der »Fliedertee« oder Holunderblütentee, der als schweißtreibendes Mittel gilt und als Volksmittel in hohem Ansehen steht. *Castelli* hat seine Wirkung in der Hollertee-Soirée lustig geschildert. *Andersen* hat in einem Märchen die heilende »Fliedermutter« und *Menzel* die Schwitzkur durch Fliedertee in einem Holzschnitt allegorisch dargestellt.

Becher, der dem Musenführer und Seuchenabwehrer Apoll zugleich diente, singt in seinem »Parnassus illustratus« im 17. Jahrhundert, alte Weisheit zusammenfassend:

Befördert stark den Schweiß und stehet wider Gifft,
Viel Nützlich's wird dadurch in's Menschen Leib gestifft!

Schon im 14. Jahrhundert bereitete man das wohlschmeckende »Mues« aus den Beeren, später aß man auch die Sprossen wie Spinat. Dem Volke war der Baum, ogleich nach einer Sage, die auch *Shakespeare* weiterträgt, Judas, von Gewissensbissen gepeinigt, sich an ihm erhängt haben soll, ein lieber Freund. Ohne den Blütentee als Hausarzneimittel könnte es kaum auskommen, die Beeren hat es fast vergessen. Der Apotheker hält sie und Beerensaft vorrätig. Sie selbst verkümmern zumeist ungenutzt an den Sträuchern. Und doch mundet die Suppe aus ihnen, die so leicht zu pflücken und zu trocknen oder zu Saft einzudicken sind, erst recht mit einer »Reisform« oder Schwemmklößchen nicht nur vorzüglich. Einige der von *Becher* gerühmten Kräfte bekommt man darauf zu. Viel bekömmlicher zweifellos ist die Suppe als die »Bouillon«, ohne die manche Hausfrau glaubt gar nicht auskommen zu können. Die schwarzen Beeren geben ein gesundes, haltbares, blutreinigendes Gelee, wenn die Beeren richtig eingekocht werden. Man kocht mit und ohne Zucker. Nimmt man Zucker dazu, so wird derselbe vorher geläutert, bis er keinen Schaum mehr gibt. In diese Zuckerlösung werden die Beeren geschüttet. Zum süßen Gelee nimmt man auf 2 Pfund Beere 1—2 Pfund Hutzucker. Gelee ohne Zucker wird auf 1 l Beeren mit $^1/_4$ l Wasser in einer großen Messingpfanne auf das Feuer gebracht. Bis zum Kochen der Beeren kann das Feuer lebhaft sein, später darf es nicht zu stark sein, da sonst das Anbrennen zu befürchten ist. Während des Kochens ist öfters umzurühren, und der sich bildende Schaum abzuschöpfen. Nach $2^1/_2$—3 Stunden wird das Gelee fertig sein.

Folgendes Rezept dient zur Bereitung eines guten Likörs. 1 l sehr reifer Beeren wird zerdrückt und mit 1 l rektifizierten Spiritus und etwas ganzem Zimt angesetzt. Nachdem man diese Mischung vier Wochen angesetzt stehen gelassen und während dieser Zeit manchmal aufgeschüttelt hat, filtriert man sie und gibt 1 l Wasser, das mit 1 kg Zucker sirupartig verkocht wird, dazu. Je länger der Schnaps steht, desto besser wird er. Seine Farbe ist tiefdunkelrot wie Burgunder.

Für den Landmann ist der Holunder eine wahre Hausapotheke. Wer Zahnweh hatte, begab sich mit einem Messer zum Holunder und sprach dreimal:

Liebe Frau Hölter,
Leih' mir ein Spälter,
Den bring' ich Euch wieder.

Dann löste er ein Stück von der Rinde ab, schnitt sich einen Span aus dem Holz und ging nach Hause. Hier ritzte er mit dem Span das Zahnfleisch, bis er blutig war, worauf er ihn in den Stamm wieder einfügte, um das Weh auf den Holunder zu übertragen. Auch Fieber und Rotlauf können verschwinden durch die Formel:

Zweig ich biege dich,
Fieber nun laß mich,
Hollerast hebe dich auf,
Rotlauf setz' dich darauf,
Ich hab' dich einen Tag,
Hab's du nun Jahr und Tag.

Wenn jemand das Fieber herannahen fühlt, bindet er sich ein Haferstrohseil um den Hals, läuft zu einem Holunderstrauch und schüttelt ihn dreimal mit dem Spruche:

Holunder, Holunder, Holunder
auf mich kriecht die Kälte,
bis sie mich verlassen hat,
kriecht sie dann auf dich.

Übrigens enthält der Holunder sehr kräftige Stoffe. Die »Prager medizinische Wochenschrift« vom Jahre 1914 enthält einen Aufsatz »Rasche Heilung der genuinen Neuralgie durch ein neues Antineuralgicum« aus der Feder des Prager Arztes Dr. *Heinrich Epstein.* Dieses neue Heilungsverfahren dürfte durch seine merkwürdige Entdeckungsgeschichte auch weitere Kreise interessieren. Auf welchen Irrwegen der Arzt zu seiner Erforschung gelangte, schilderte er folgendermaßen: »Im Jahre 1890 beobachtete ich am Molo in Neapel die Heilung einer langandauernden Ischias, die durch einen von einem Matrosen gereichten Trunk einer dunklen Flüssigkeit erzielt wurde. Der Fall war einwandfrei, jeder Betrug ausgeschlossen. Näheres war nicht zu erfahren; auch spätere, bei Marineärzten eingezogene Erkundigungen blieben erfolglos. Nach neun Jahren bekam ich einen durch längere Zeit in Prag wohnenden Amerikaner in Behandlung. Er litt an Trigeminus-Neuralgie und wies die empfohlene Morphium-Injektion zurück. Ich erzählte ihm daher mein neapolitanisches Erlebnis. Patient, der zum wiederholten Male den Ozean durchquerte und das Leben des Schiffsvolkes kannte, erinnerte sich, daß sich manche Matrosen behufs Heilung einer Neuralgie mit Portwein berauschen, doch finde man nicht immer die richtige Sorte; nur ein echter, dunkler, alter Portwein wäre es, dem diese heilsame Eigenschaft zukomme. Patient ließ aus seinem großen Weinvorrat eine Flasche echten Portweines holen, berauschte sich mit etwa einem halben Liter und genaß! Aus Dankbarkeit erhielt ich den ganzen Vorrat an Portwein und hatte die Freude, einen Fall von drei Wochen dauernder Ischias prompt auszuheilen. Ehe ich in die Öffentlichkeit treten wollte, mußte ich über eine größere Anzahl von Fällen verfügen, um jede Täuschung auszuschalten, und dies war für mich ein schwieriges Unternehmen, denn die Schilderung der unglaublich raschen Wirkung war für die Kollegen wenig vertrauenerweckend. Neben manchen Mißerfolgen, die mir damals unerklärlich waren, verfügte ich nach fünf Jahren, immerhin über 28 einwandfreie Fälle. Aber da trat eine Wendung ein. Mein Portwein ging zu Ende und der gekaufte war ohne Wirkung. Ich erwarb die besten Sorten, ich bestellte den Wein direkt aus Portugal — alles vergebens. Ich erzielte durch Jahre keinen Erfolg mehr. Erst 1908 hatte ich einen vollen Erfolg durch einen gelegentlich in einer größeren Provinzstadt gekauften Portwein. Ich erwarb daher das ganze Depot und nahm meine Versuche wieder auf. Die Beobachtungen bestätigten in allem und jedem meine gewonnenen Erfahrungen. Ich schickte daher mehrere Flaschen des wirksamen Weines an eine erstklassige chemische Fabrik mit der Bitte, eine Analyse mit besonderer Berücksichtigung der Farbstoffe vorzunehmen. Das Resultat der chemischen Untersuchung war für mich recht einschüchternd. Der Portwein sei überhaupt kein Portwein und die Analyse der Farbstoffe im Wein sei sehr unverläßlich. Also nicht die Güte des Portweines, wie ich von meinem Amerikaner informiert wurde, sondern die Minderwertigkeit, vielleicht eine Fälschung, ist es, die das wirksame Mittel enthalten mußte.« Dr. *Epstein* unternahm daraufhin selbst Forschungen über Weinbau und Weinverfälschung und kam hierbei auf einen Farbstoff, den schon die Volksmedizin seit langem kannte. Es war dies Holler (Holunder, Sambucus nigra), dessen Früchte schon seit altersher von mancherlei Sagen umwoben sind. In vielen ländlichen Gegenden gilt noch heute der gebackene Holler als gutes Mittel gegen rheumatische Schmerzen. Durch einen Zusatz dieses Medikamentes zu einer 18prozent. Alkohollösung gelang es ihm, einen Portwein zu fabrizieren, mit dem selbst schwere

Fälle von Neuralgie sich prompt ausheilen ließen. So war endlich nach Jahren der wirksame Bestandteil gefunden. Der Mißerfolg der früheren Versuche lag darin, daß der verwendete Portwein mit anderen Farbstoffen versetzt war.

Die Holerkücheln, in Teig und Schmalz gebackene Holderblüh (Johanneskuchlein), sind nach *M. Höfler*[1]) eine Kultspeise am Sommer-Sonnenwend-Tag (Johannes d. T., Sommerjohanni); »der Holerretzel«, die eingedickten Hollerbeeren, ist eine allgemeine Hausarznei der Bauern, Hirtenbuben und Sennen, die, wie ihre Ahnen, noch viele Stücke auf den Holer halten. Die Wasserschosse eines Holerbaumes, der unter einem alten Weidenbaume gewachsen ist, liefert ein Amulet gegen das »Hinfallende«; neun daraus geschnittene Scheiblein werden in einem leinenen Säckchen bewahrt und so um den Hals gehangen, daß das Säcklein des Kranken Magengegend berührt und solange getragen, bis dieses von selbst abbricht, dann (!) ist der Kranke geheilt. Solange der Kranke aber das Säcklein trägt, soll er seinen Trank nur durch ein Holerröhrl zu sich nehmen. Die jungen Holersprossen sollen purgierend wirken, der grüne Holerbast soll, in Öl oder Milch gesotten, gegen den kalten Brand helfen, abwärts geschabt, soll er purgierende (»unterschi«), aufwärts soll er »überschi« Erbrechen bewirken (in Milch gekocht). Holerblätter sind, in Milch eingekocht, ein Gurgel- und Augenmittel, in Wasser über Nacht geweicht und damit Wände und Böden begossen, sollen sie die Fliegen und Mücken vertreiben, die Frauendreißiger Holerblüh soll bei Lungensucht und Hundswut helfen; die eingedickten und eingekochten Holerbeeren (Hollersalsen) sind ein wassertreibendes Mittel sowie ein Cataplasma bei Abcessen, namentlich bei der Mastitis der Frauen, aber auch bei Parulis, Bursitis praepatellaris, Phlegmone usw.; auch bei Pestbeulen wurde dasselbe gebraucht. Holerblüh wurde als Schweiß und Gift austreibendes Mittel vor dem G'sundbade (Schwitzbade) als Aufguß getrunken. Holerwurz, in einem Müslein (Mehlbrei) gekocht, soll Wasser treiben, das Holermark, in einer Hühnersuppe gekocht, desgleichen. Der Holerschwamm (Auricularia sambucina, fungus sambuci, Judasohr) in der guten Milch gekocht, ist ein alltägliches Mittel gegen »werkelnde-blöde Augen.« Die frischen Holerblätter dienen als kühlender Umschlag beim »Glockfeuer« (Erysipelas Phlegmone). Drei Äugerln vom Holer, drei Gerstenkörner und drei Stückchen von der Felwerwurz (Weide) in einen leinenen Schwindbeutel gehängt, sind ein Amulet für das »Fell in den Augen« (Keratitis) und als rudimentäres Symbol für das Opfer der zukünftigen Frucht zu gunsten der bestehenden Generation zu deuten, ähnlich dem Opfer einer »neuen« Pflugschar, einer »neuen« Sichel gegen Schauerschlag, der die gegenwärtige Frucht bedroht.

Eine böhmische Sage schließt sich hier an. In grauer Vorzeit erkrankte einst der König von Böhmen. Durch seine Sorge um das Beste des Volkes, durch seine Wohltaten hatte er sich so beliebt gemacht, daß allgemeines Wehklagen entstand, als es verlautete, jede Rettung seines Lebens wäre unmöglich. Unweit Prag lebte auf einer steilen Felsenburg ein wackerer Rittersmann, welcher schon vielen besonders gefährlich und hoffnungslos Erkrankten das Leben gerettet hatte, »dieweil er große Kundschaft besaß von Kräutlein heilsamer Wirkung«. Im Volksmunde hieß er »der geharnischte Kräutersammler«, weil er stets, selbst wenn er in voller Rüstung in den Kampf oder zu einem Turniere zog, keine Pflanze, kein Gräslein unbeachtet am Wege ließ und die nützlichen, heilkräftigen von ihnen sorgsam sammelte. Lange sträubten sich die Ärzte, den Mann holen zu lassen, da aber die Stimme der Bevölkerung immer eindringlicher wurde, da sie sogar drohende Schritte machten, bequemten sich endlich die Ärzte dazu, den Rittersmann den letzten Versuch wagen zu lassen. Die Abgesandten trafen ihn gerade, wie er im Gärtlein seines Schlosses eine prächtige Pflanze begoß, und als sie ihm ihr Anliegen vorgebracht, brach er

[1]) Wald- und Baumkult usw., München 1892, S. 108. Vergl. auch *Höfler*, Volksmedizinische Botaniker der Germanen, Wien 1908, S. 28 ff.

von dem Strauche die schönsten Beeren, die er sorgfältig in ein Tuch faßte, sich auf sein Roß schwang und nach der Königsburg sprengte. Dort bereitete er aus den mitgebrachten Beeren einen Trank, welchen der König einnehmen mußte, worauf bald ein lang entbehrter süßer Schlaf seine Augen schloß, und wohltätiger Schweiß aus allen Poren rieselte. Als der König erwachte, fühlte er sich wie neugeboren, mit einem Worte, er war gerettet. Nach der vollständigen Genesung des Königs, nach dem festlichen Gepränge der Jubelfeier von seiten des Volkes, wurde der »geharnischte Kräutersammler« vor den König beschieden. Dieser dankte ihm in huldvollsten Worten und ersuchte ihn, das wundersame Mittel zu veröffentlichen, mit welchem er ihm das Leben gerettet hatte. »Die Pflanze heißt Ber« (gesprochen Bees, Holler, Holunder, Flieder) erwiderte der Ritter. »So sollen fortan Ihr und Eure Nachkommen Freiherren sein und den Namen *Bees*, sowie Euer Wappen einen Zweig des Strauches der heilkräftigen Pflanze führen, damit für alle Zeiten die Erinnerung an Eure weisen Kenntnisse erhalten bleibe.« Und so geschah es auch, denn von diesem gefeierten Edlen stammt die nachmals in Mähren und Schlesien reich begüterte Familie der *Freiherren von Bees* ab.

Blausäure in den Holunderblättern ist zuerst von einem französischen Chemiker nachgewiesen worden. Die Blätter wurden zwanzig Minuten lang mit starkem Alkohol gekocht und der Extrakt dann nach Zusatz von etwas kohlensaurem Kalk eingedämpft, bis er eine sirupartige Beschaffenheit angenommen hatte. Es wurde dann nach einigen weiteren Kunstgriffen festgestellt, daß in der Flüssigkeit ein Süßstoff (Glykosid) vorhanden war und der Geruch, der sich nach Beimischung von essigsaurem Blei entwickelte, ließ bereits keinen Zweifel mehr zu, daß in diesem Stoff Blausäure enthalten war. Außerdem aber wurde noch eine Destillation vorgenommen, die nunmehr die Möglichkeit ergab, die Anwesenheit der Blausäure auf das sicherste zu erkennen. Das »Zentralblatt für Agrikulturchemie« machte darauf aufmerksam, daß wohl eine besondere Erklärung dafür gesucht werden müsse, wie der Blausäuregehalt bei der seit undenklichen Zeiten für ärztliche Zwecke verwendeten Pflanze trotz seiner Nachweisbarkeit der Wissenschaft hat verborgen bleiben können. Es scheint, daß die frischen Holunderblätter ihren Blausäuregehalt sehr schwer verraten, und in dieser Hinsicht unterscheidet sich der Holunder beispielsweise von der Lorbeer-Kirsche. Die Verbindung, in der die Blausäure in den Holunderblättern enthalten ist, hat eine große Ähnlichkeit mit der seit sehr viel längerer Zeit bekannten in den bitteren Mandeln, die in der Wissenschaft als Amygdalin bezeichnet wird, vielleicht sind sogar beide Körper völlig gleich. Die Menge des Giftstoffes ist in den Holunderblättern gar nicht so gering, denn 1 kg der frischen Holunderblätter hat 126 Milligramm Blausäure geliefert.

Zu den Verwandten des schwarzen Holunders gehört der zur Festigung steiler Böschungen sehr verwendbare Zwerg-Holunder oder Attich (Sambucus Ebulus), ein Staudengewächs, das früher als kräftiges Roßmittel galt und daher bei keiner Burg fehlte. Noch heute wächst Attich auf dem Gemäuer der Burgruinen. Zieht man anderwärts vor dem Holunder, wie der Tiroler Landmann vor »Frau Hasel«, den Hut, so ist »Herr Attich« in Hochachtung beim Franzosen. Erkrankt dem Landmann in der Montagne Noire (Südfrankreich) Vieh, oder verschlimmert sich ein Geschwür, dann sucht er Attich auf dem Felde, dreht ein Büschel davon in der Hand, macht eine Verbeugung und sagt: »Guten Morgen, Herr Attich, wenn du die Würmer nicht da wieder wegnimmst, so schneide ich dir die Füße ab.« Strauchform bis Baumhöhe erreicht der rotfrüchtige Berg-Holunder oder Traubenholder (Sambucus racemosa), dessen Trugdolden kugelig (nicht wie beim gemeinen Holunder schirmförmig) und dessen Blüten grünlichgelb (nicht wie beim gemeinen Holunder weiß) sind.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft

Jahr/Year: 1918

Band/Volume: 27

Autor(en)/Author(s): Kronfeld Ernst F. Moriz (Mauriz)

Artikel/Article: Flieder und Holunder. 209-228